

Zum Stuttgarter Gräter-Nachlaß

Von Roland Narr

Die folgenden Seiten sind nicht als ein Beitrag zu Gräter und seinem Schaffen gedacht, wie es die vorhergehenden waren; sie sind nur für Leser geschrieben, für deren Arbeit im Stuttgarter Nachlaß die eine oder andere nützliche Aussage steht; es wird daher von jeder erläuternden Anmerkung abgesehen,¹ so reizvoll es im einzelnen wäre, einer Spur durch sämtliche Zeugnisse (z. B. der wissenschaftsgeschichtlichen Frage über quellentreue Wiedergabe, der Interpretationsmethode und dem Verhältnis von reiner Wissenschaft und Wissenschaftsanwendung) nachzugehen. Es böte sich auch an, die Zeitstimmung zu erfassen; wie oft beklagen sich etwa die Briefschreiber über die Zerrissenheit in der Vielfalt der Geschäfte, rasonieren über die Bücherschwemme, über die teure Post. Einen Großteil in den Briefen machen Berichte über die Gesundheit aus — alles Fragen, deren Beantwortung man freilich nicht primär gerade im Gräternachlaß sucht. Aber warum nicht auch in ihm?

Um den Informationswert des Beitrages zu erhöhen und andererseits die Hinweise nicht in einem Wust von Einkleidungen zu verstecken, wird es im folgenden nötig sein, immer wieder kommentarlos aufzuzählen, was sich im Stuttgarter Nachlaß in der Württembergischen Landesbibliothek befindet.

Dieser besteht aus fünf Pappkästen, von denen drei (Cod. misc. 4° 30 b, c, d) seit längerem mit Inhaltsverzeichnissen versehen sind, die allerdings nur mit Vorsicht benutzt werden sollten: Als läßlich mag es dabei noch erscheinen, wenn es sich bei Cod. misc. 30 d, Nr. VIII nicht um einen Beitrag von Douce und Warton zu den *Gesta Romanorum* handelt, sondern um eine ausführliche Kritik von deren Thesen zur Entstehung dieser Sammlung von Erzählungen, die vermutlich Johann Joachim Eschenburg zugeschrieben werden darf (vgl. Meusel, G. T. Bd. 13 S. 346). Irrführend ist es aber, wenn in Cod. misc. 30 c sich hinter dem im Verzeichnis als „Brief von Degen“ (Nr. 125) genannten Schriftstück Konzepte des jungen Gräter an Johann Friedrich (?) Degen, Christian Gottfried Böckh und an Wilhelm Friedrich Hufnagel verbergen, die nicht gerade belanglos sind.

Bei zwei weiteren Kästen (noch ohne Signatur) wurde nun neuerdings der Versuch einer relativ detaillierten Inhaltsangabe gemacht. Insgesamt handelt es sich bei diesen Kästen weniger um größere, zusammenhängende Manuskripte als vielmehr um eine bunte Mischung von Auszügen und Zuschriften vieler Mitarbeiter und interessierter Leser der Gräterischen Zeitschriften. Über die Kriterien der Ordnung, die hier versucht wurde, gibt eine Vorbemerkung zum Katalog Auskunft. Hier seien nur die großen Themenbereiche genannt:

¹ Vgl. dazu den biographischen Beitrag, den „Besuch bei Amalie und ihrem Gatten“, und die jeweiligen Anmerkungen dazu.

Kasten I:

- a) Mittelhochdeutsches, Minnesang etc., Übersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen, die meist schon in Gräters verschiedenen Periodika gedruckt sind; doch sind es oft Varianten zum Gedruckten. Übersetzer waren dabei außer Gräter: vor allem Friedrich Haug, Joseph von Hinsberg, Johann Gottfried Hermes.
- b) Dichtungen aus dem nordischen Sagenkreis, ebenfalls meist ungedruckt (Drucknachweis vgl. Katalog). Mitarbeiter sind: Gräter, Karl Gottlieb Lappe, ... von Halm, Valerius Wilhelm Neubeck und ein unbekannter Autor.
- c) Schriften zum Themenkreis „Nordische Mythologie“, von Gräter, zu einem kleinen Teil offenbar ungedruckt, bzw. im Druck ganz umgeschrieben. Mitarbeiter sind: Jens Møller, Finn Magnusson und Erich Trautwein.
- d) Historisch-philologische Schriften zur Forschung in Großbritannien.
- e) Bibliographie zur nordischen Mythologie von Gräter.
- f) Rezensions-Magazin von Gräter, besonders Rezensionen in der Allgemeinen Literatur-Zeitung (ALZ) (hier oft sark redigiert!).

Kasten II enthält vor allem Altertumsforschung (im weiten Gräterschen Sinn):

- a) Deutsche Volkslieder, Schwänke etc., von Gräter, Friederike Böckh, A. Elwert, Johann Heinrich Häblein, (vermutlich) Christian Karl Ernst Wilhelm Buri und von einem Unbekannten abgeschrieben oder gesammelt.
- b) Volkslieder in dänischer Sprache und „Teutsche Lieder“, in die dänische Sprache übersetzt von Hiort, Frankenau, K. L. Rahbeck und Johann Clemens Tode; darunter befindet sich auch eine Übersetzung von Bürgers „Lenore“ durch Jens Imanuel Baggesen.
- c) Lieddichtungen von Andreas P. Andersen (hier hat sich Gräter offenbar eines Plagiats schuldig gemacht: Das Lied „Gesang von Kapitän Abrahamson“ erscheint in den „Lyrischen Gedichten“ unter dem Verfassernamen Gräter; hier stammt es aus der Feder Andersens — mit einem verräterischen Zettel von Gräter dabei!), Johann Jakob Thill, Tripplin, Karl Ludwig August Heino Freiherr von Münchhausen, J. Carl Andolin Ruß (?), Gustav Hohbach (Schüler Gräters, aus Ulm) und von Friedrich Haug — von diesem ein relativ umfangreiches Material, das nur teilweise als gedruckt nachgewiesen werden konnte; besonders viele Nachdichtungen aus dem Minnesang befinden sich darunter (siehe oben).
- d) Sprachforschung, Beiträge Gräters (z. B. nicht nachgewiesen: „Woher der Titel: Ehren, zB. in Ehren Sebaldus u. s. w. komme?“), F. Haugs, G. Hohbachs, Johann Christoph von Schmidts, W. Bäumleins und eines unbekanntenen Verfassers.
- e) Familienalterthümer, von Gräter, veröffentlicht in Idunna und Hermode (1816, Nr. 4, 6, 7).
- f) Alterthümer der Baukunst, von Gräter, meist veröffentlicht.
- g) Verschiedenes, so z. B. ein Kinderspiel, etwas über Speisen etc.; alle Manuskripte veröffentlicht.
- h) Die nächste größere Rubrik ist etwas vage überschrieben mit: „von biographischem Interesse“, „anakreontische Dichtung“ und „Dichtung im nordischen Kostüm“. Es handelt sich dabei zum Beispiel um Gedichte, die

Gräter möglicherweise zu Hochzeiten verfaßt hat, etwa: „Ein Hymenäus auf die Closter und Stellwagische Verbindung.“ Auch das in der Biographie erwähnte Kosakengedicht (S. 30) und eine Briefnotiz an Henriette Schütz-Danovius vom 15. 2. 1798 gehören hierher.

Bei den „Dichtungen im Nordischen Kostüm“ (so die Aufschrift eines leeren Deckels im Nachlaß) wären besonders zu nennen: Detlef Friedrich Bielefeld, Karl Christian Traugott (Teuthold) Heinze.

- i) Weitere Beiträge liegen vor: von Karl Gottlob Rössig (über Buchstaben und über den gerichtlichen Zweikampf), von Bernhard Joseph Docen, Christian Ludwig Schübler und von unbekanntem Verfassern. Dazu gehören u. a. eine Gedichtsammlung, ein historisches Lied in 137 Abschnitten „Offenbarungen für das Jahr 1795“, Fragmente zum nordischen Sagenkreis und ein umfangreiches Fragment zur Städtegeschichte.
- k) Fremdsprachliches: u. a. ein dänisch/lateinischer Text mit Vermerk von Herrn Christian Fr. Pfeffel von Kriegelstein, Zweibrücken, dänische Abschriften, Beiträge von Finn Magnusson, Eric Torm und R. N. (= Nyerup?).
- l) Im übrigen handelt es sich um Anfragen die Periodica betreffend: z. B. von Johann Karl Höck u. a. (darunter von einem Unbekannten über die „Waldenburger Fasnacht“, Idunna und Hermode 1814 Nr. 40, S. 157 f.).

Im folgenden nun eine ebenfalls geraffte Inhaltsangabe der schon früher katalogisierten Kästen.

Cod. misc. 4° Nr. 30 b:

- a) Aufsätze zur nordischen Mythologie von Gräter, weitgehend gedruckt.
- b) Collectaneen zur Geschichte von Schwäbisch Hall.
- c) Collectaneen zu Werk und Leben Fr. C. Fulda's.
- d) Odin und Ginnloda (vgl. auch Aufsatz von W. Friese, S. 104).
- e) Mein Besuch bei Amalien und ihrem Gatten (vgl. Edition S. 131).
- f) Eine Anekdote, Wieland betreffend.

Cod. misc. 4° Nr. 30 d:

- a) Bibliographische Angaben zu Gräter, von ihm selbst;
- b) Briefe von und an Gellert (Vorwort dazu);
- c) Nachgelassene Schriften von Johann Joachim Eschenburg, darunter die oben erwähnte Abhandlung über „Gesta Romanorum“;
- d) Beitrag von Professor Carl Christian Rafn über nordische Literatur;
- e) Verschiedene Texte und Liedabschriften, darunter zwei Pergamentblätter mit mhd. Liedertexten und ein Fragment aus einem alten schweizerischen Schauspiel über das Leiden Christi.

Cod. misc. 4° Nr. 30 c:

Briefnachlaß. In diesem Teil des Nachlasses liegt gewissermaßen von Gräter selbst die Inhaltsangabe vor:

„Briefe denkwürdiger verstorbener Männer u. Frauen an F. D. G.“, mit einem chronologischen Verzeichnis von Briefen zwischen 1786 und 1799; dabei liegt ein Zettel, von anderer Hand beschrieben: „Briefe, welche Hr. Hoffmann in Stuttgart in Verlag nehmen wollte, es gieng aber zu lang mit dem Abschreiben darauf, und so blieben sie liegen.“

Wie es scheint, blieben sie weitgehend bis heute liegen. Außer den Briefen von Jacob Grimm, die Hermann Fischer edierte,² nennt auch Wilhelm Frels³ den Stuttgarter Nachlaß, gibt aber die Briefe im einzelnen nicht an. Irmgard Schwarz zitiert einige Briefe von Christian Felix Weiße und den von Friedrich v. d. Hagen, der laut ihrer Schrift in „Germania“ 22, S. 127, abgedruckt sein soll.⁴ Gräter selbst hat in den Zerstreuten Blättern einige Briefe veröffentlicht;⁵ sicher hat er dabei eine für seine Person positive Auswahl zur Edition bestimmt, denn daß es nur ein Bruchteil der empfangenen Briefe sein kann, zeigen schon die Angaben gegenüber Fülleborn nur zu deutlich. Gleichwohl spiegeln sie neben Reflexen auf die Person Gräter ein Bild wider von den Anfängen seiner wissenschaftlichen Beziehungen, so vor allem die mit dem Norden durch C. F. Weiße, die mit Wieland durch R. Z. Becker. Es läßt sich natürlich nicht mit Sicherheit ausschließen, daß noch eine größere Anzahl gedruckt worden ist.

Von den über hundert Briefen seien nun einige näher ins Blickfeld gerückt:

Die Briefe aus dem Hause Böckh, vom Vater (8—12) und der Tochter Friderike (13 a, b), zeichnen sich durch besondere Herzlichkeit aus: „Tecum vivere amem; Tecum obeam lubens!“ lesen wir hier (9). Der junge Gräter scheint mit seinem wissenschaftlichen Elan den alten Böckh mitgerissen zu haben. Der *Greis* setzt sich im Brief mit Gräters akademischen Lehrern auseinander, schmiedet Pläne für Bragur, will das „Winsbeke Lehrgedicht“ hervorkramen; und eine Würdigung der ersten Bragurveröffentlichung gipfelt in einer Bewunderung für Gräters gewandten Stil. Wohl von seiner Tochter Friderike versichert er, sie werde zum Dank für „ein Nöthchen“ „ferner nach alten Volksliedern fahnden“.⁷ (11)

Der letzte Brief (21. 11. 1791) (12) ist überschattet vom Tode Schubarts, Böckhs Schwager. Böckh hatte ihm noch kurz vorher „von unserer projectirten Herausgabe eines Magazins für die nordische u. altdeutsche Litteratur“ Mitteilung gemacht, bedauert allerdings Gräter gegenüber, „daß der Mann so sparsam in seinen Briefen ist“. (9) Indessen hatte ja Böckhs Vermittlung zu Schubarts Lobeshymne auf Gräter sicher zu einem guten Teil beigetragen.⁸

Hat sich Böckh von Gräter enthusiasieren lassen, so verweist „der alte Gleim“ (so die Briefunterschrift!) auf sein Alter. Seine eigenen Geschäfte verhinderten die Mitarbeit an Bragur. Gleichwohl leitet er seinen knappen Brief mit einem Lobe ein, das Gräter stolz an seinen Freund Georg Gustav Fülleborn mitteilt: „Wäre vor dreißig Jahren, lieber Herr Gräter, ein Gräter gewesen, o, wie wären wir weit!“⁹ (49)

Es ist überraschend, in wie vielen Briefen Gräter als Pionier auf neuen wissenschaftlichen Pfaden gepriesen wird: Böckh, Bäumlein (4, 5 a), Trautwetter (101), ein Christian Adolph Pescheck aus Zittau (79) äußern sich in diesem Sinn. Aller-

² Hermann Fischer, Briefwechsel zwischen Jakob Grimm und Friedrich David Gräter aus den Jahren 1810—1813, Heilbronn 1877.

³ Wilhelm Frels, Deutsche Dichterhandschriften von 1400 bis 1900, Leipzig 1934.

⁴ Irmgard Schwarz, Friedrich David Gräter, Nordische Studien, Greifswald 1935, S. 154, Anm. 128, und S. 11—14: Nr. 113, 114, 115 und einige weitere Briefe sind erwähnt.

⁵ In den Zerstreuten Blättern II, von Forster: Nr. 29/30 (S. 412 und 414), Uz: Nr. 108—111, S. 413, 422, von Suhm: Nr. 106, S. 417/418; und in den Zerstreuten Blättern I, von Klopstock: Nr. 64, S. 342—344.

⁶ Siehe Brief Gräters an Fülleborn vom 13. 7. 1800; vgl. Biographie S. 18.

⁷ Vgl. dazu die Volksliedersammlung von ihr in unsigniertem Kasten II, Nr. 2.

⁸ Siehe Chronik 1791, II. Halbjahr, S. 525 f.

⁹ Siehe Brief Gräters an Fülleborn . . . , vom 4. 5. 1796.

dings hält man, unzufrieden mit den Zeitläuften, die Stunde noch nicht für gekommen, wo die Altertumsforschung richtig gewürdigt wird. Gleim schiebt die „Kälte, mit welcher Braga aufgenommen“ wurde, in einem Brief an Gräff (50) auf die damalige Stimmung, die „fatalste, die wohl je gewesen ist“, und stimmt ein Credo auf das zukünftige Preußen an.

Carl Philipp Conz (18/19) dagegen macht den mangelnden Geschmack der Zeitgenossen — „das Publikum, das am liebsten mit Ritterromanen, Geistergeschichten, schaaalen Komödien, und Kalendern u. d. sich verköstigen läßt“ — dafür verantwortlich, daß die Fulda'schen Schriften nicht gedruckt wurden oder daß seine eigene Würdigung Rudolph Weckherlins so schwer unterzubringen ist.

Der Fulda'sche Nachlaß macht auch Friedrich Christian Franz (31—32b) Kummer. Dieser hat im übrigen weiteren Grund zur Klage: Die Carlsschule wird aufgelöst; wo heute unterrichtet wurde, wiehern morgen Pferde; die neue Anstellung ist unsicher, der aufgeklärte Benedikt Maria von Werkmeister geht, und der offenbar reaktionäre Riedmüller kommt zurück. Franz gedenkt auch der verstorbenen Marianne Ehrmann und deutet die von ihm schon früher bemerkte akute Gefahr einer Geisteskrankheit bei ihr an. Die ärgerlichen Bemerkungen über den säumigen Johann Wilhelm Petersen, wieder im Zusammenhang mit Fulda, hat Gräter gestrichen.

Diese eigenartige Gepflogenheit Gräters begegnet des öftern. Wenn er selbst abschreibt, redigiert er durch Auslassungen; so besonders bei Briefen von Meusel. Bei Abschriften von fremder Hand streicht er entsprechend. So muß man bei Rüdigerbriefen etwa die „besten Wendungen“ mühsam rekonstruieren.

Im Briefwechsel mit Johann Georg Meusel wird deutlich, daß Gräter versucht hat, über diesen an die Universität Erlangen berufen zu werden. Dies gelang ihm aber nicht, und Meusel rät nun Gräter eindringlich, sich mit seinem Los, der Schulstelle in Hall, zufrieden zu geben; es sei doch ein recht positiver Anfang (66—68). In diesem Zusammenhang wäre auch ein Brief Joh. Heinrich Häßleins zu nennen, der Gräter ob seiner Empfindlichkeit und Unzufriedenheit eine regelrechte — taktvolle — Moralpredigt hält (55).

Der oben kurz schon erwähnte Joh. Christian Christoph Rüdiger äußert sich — wie auch Meusel in seinen kurzen Briefen — über den „Fall Bahrdt“. Er betont in diesem Zusammenhang immer wieder, daß trotz erlassener Censurverordnung noch kein Buch indiziert worden sei; Rüdiger glaubt an einen günstigen Einfluß Semlers bei dem preußischen Ministerium, vor allem was den Religionserlaß (das Wöllnersche Edikt 1788) anbelangt. Ausführlich läßt er sich über die preußische Reglementierung aus:

„Eine seltsame Erscheinung im Winter war ein Königlich Preussischer Catechismus für alle Lutherischen Schulen. Es soll eine Jugendarbeit von Dieterich seyn, die er selbst verwirft. Die Facultäten mußten über die Rechtgläubigkeit respondiren, und die hiesige hat mancherley — — — von Papismus u. d. g. daraus zusammengeklaut. Überhaupt war alles sehr altmodig, z. B. von Eingebung der Bibel aus ihr selbst, Dreyeinigkeit aus Mose und den Psalmen bewiesen, Gnadenwohlthaten, sogar eine ganz neue, die Verherrlichung u. s. w. . . . Die Dogmatik solle überall über Baumgarten gelesen werden . . .“ (89, Sept. 1789)

Den Hauptteil seiner Briefe nehmen seine Bemerkungen zur internationalen Sprachvergleichung ein — zu deren Fortschritt er übrigens die Herrnhuter Mission einsetzen möchte — eine Vielzahl neuerscheinender Idiotiken und Grammatiken werden besprochen. — Kleine Details, die doch dem Fachmann einiges bedeuten mögen, fallen ab; so spricht er ohne weiteres vom „Märchen“ Elenore, das

Bürger als Vorlage gedient habe (nicht, wie etwa Gräter oder auch Voß, von einer Ballade). Im übrigen machen die Briefe dem Leser durch den teilweise burschikosjargonhaften Stil Spaß: Rüdiger, „der vom bösen Geist der Hypochondrie“ arg Geplagte, gibt sich ansonsten als unbeschwerter Zeitgenosse. So macht er etwa keine kritischen Anmerkungen zu Gräters Idiotikon, sondern er hat das Manuskript „mit seiner Brühe übergossen“, er berichtet nicht von Veränderungen an der Universität, sondern er „plaudert vor“. Die Schilderung seines Hauswesens ist zu schön, um übergangen zu werden: Er preist seine Frau, Minna, die er, da sie von einem Offizier geschieden ist, gegen den Willen der Verwandtschaft heiratete, und schreibt frisch hintereinander weg:

„Ich habe zwey Töchter, eine von meiner Frau, die leider Fräulein [d. h. wohl adelig] ist, und eine eigene; nun seit December noch eine, auch halte ich Hühner, Enten, Schweine, angorische Kaninchen u. d. g. Ferner hat sich auch meine Figur geändert, ich trage Bergwerksuniform [als Haalbeamter] braun mit gelben Aufschlägen, Unterkleidern und Portépée und meine Frau meint, ich wäre darin schon stärker geworden, ich glaub' es aber nicht, vielleicht will sie nur ihre Pflege . . . preisen. Übrigens bin ich auch Professor und Magister geworden, wie Sie vielleicht aus den Zeitungen wissen . . .“ (90)

Am umfangreichsten sind die ebenfalls schon oben erwähnten Briefe von C. F. Weiße; obgleich schon bei I. Schwarz im Zusammenhang zitiert, dürften sie doch als Zeitdokumente von Interesse sein. Vor allem ein Gedanke wird immer aufs neue umkreist: die „Kälte, womit Deutschland seine Dichter liest“ (116). Was nimmt es da Wunder, wenn die Deutschen vom Ausland her nur als „Compilatoren und heavy folio-Writers“ angesehen werden. Der „genius seculi“ ist entweder auf „Olla potrida“¹⁰ gerichtet, oder hängt der Geschmack „itzt ganz an trockenen Wissenschaften“. Beides ist den Gräterschen Bemühungen abträglich, denn: „tritt vollends eine Epoke der speculativen Philosophie ein, so ist es um die Liebhaberey der Dichtkunst geschehen; denn mit dem Raisonement hört die Empfindung auf“ (116). Freilich darf solches Klagen nicht antiaufklärerisch interpretiert werden, denn in den gleichen Briefen legt Weiße ein Bekenntnis zu Werkmeister ab, preist Böckhs pädagogische Schriften mit den Worten: „Wenn unsere junge Nachwelt nicht aufgeklärter und besser als ihre Vorwelt wird, so liegt es wahrlich nicht an Mangel von Hülfsmitteln“ (117). Im übrigen enthalten die Weiße-Briefe u. a. Bemerkungen über Lavater, Franziska, Ramler, Adelung und Herder; er stellt die Frage nach Denkmälern von Zollikofer und Prediger Hahn in Hohenheim und äußert sich abfällig über Erduin Julius Koch. Weiße geht auch auf persönliche Sorgen Gräters ein; er verlacht dessen Plan, Hagestolz zu bleiben, wenn er auch in bezug auf die Ehe fortfährt: „und der Dornen gibt es meistens mehr als der Rosen, mit denen sie ein Anakreontischer Dichter durchflieht“ (122).

Ehe hier auf Briefe von Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll näher eingegangen wird, sei noch einmal betont, daß es sich um eine subjektive Auswahl handelt, die hier vorgestellt wird: Für den Nordisten z. B. wären die Briefe von Bäumlein mit einem Manuskript über Gott Irmin (4—5 c), von Heideloff (57—58 b), von Rösch (86—88) (die Runenschrift betreffend), von Stäking (104 a, b) und Schübler (99—100) nicht ganz belanglos. Wer sich dem Freundschaftskult im 18. Jahrhundert widmet, freut sich an den überschwänglichen Briefen Meyniers (70—77). Zur Biographie Marianne Ehrmanns wären neben den schon ausdrücklich erwähnten die Briefe von Consbruch (17) und die von Dominikus von Brentano heranzuziehen (14).

¹⁰ Potpourri, buntes Allerlei.

Zu den bedeutenderen Dokumenten gehören aber zweifellos die drei Briefe Schlichtegrolls (92—93 b und Abschriften davon; 123, 124). Nicht nur, daß hier Einblick gewährt wird in die Arbeit am Nekrolog (Gräter soll z. B. Marianne Ehrmann ein Denkmal setzen, wird dazu wiederholt aufgefordert, Ludwig Schubart soll endlich einen Beitrag für seinen verstorbenen Vater liefern . . .). Es sind vor allem der innige, begeisterte Einsatz für das Humanum und die tolerante Schlichtheit bei aller Distanz des heutigen Lesers bestechend. Zu einem Nekrolog auf P. Beda Mayr OSB, einen „Ireniker der Aufklärungszeit“, bemerkt Schlichtegroll:

„Der Nekrolog hat verhältnißmäßig nur sehr selten Gelegenheit, unseren deutschen Katholischen Brüdern zu zeigen, daß er brüderlich gegen sie denkt, u. daß in seiner geweihten Erde allen Konfessionen eine ruhige Grabstätte offen steht.“ (93 a)

Der Brief Schlichtegrolls vom März 1794 mag ob seiner Dichte kommentarlos hier eingerückt werden:

G. d. 5. Merz 94. (92)

Ich danke Ihnen aufrichtig für den Herzenserguß in Ihrem Briefe; ich weis gar wohl liebster Freund, daß unter manchen unserer allzuverfeinerten Zeitgenossen, die ich deswegen nicht schlecht oder unmoralisch nenne, solche lebhaftige Aufwallungen und Äußerungen oft einen kritischen Seitenblick erhalten, und daß man sie deswegen jezt seltner sieht und hört, als sie selbst vor 20 Jahren noch in den Werken unserer guten Schriftsteller erschienen. Aber ich billige diese Stimmung nicht. Die Brücke vom Denken zum Handeln ist die belebte, hohe Empfindung; wer noch eine Moral oder besser, noch gute und vernünftige Handlungen unter den Menschen wünscht, und gleichwohl nur philosophische Betrachtungen über diese Dinge, und nicht auch Belebung dieser Betrachtungen durch gegenseitige Mittheilung, Andacht, Gebet, und andre ascet. Mittel, statuirt, der erscheint mir als ein Mensch ohne Kenntniß des Menschen, dieser sinnlich-geistigen Composition, und wird durch seine frostige Lehre ein wirklicher Feind der Menschen und ihrer Glückseligkeit. Drum seyn Sie mir drey-mahl willkommen mit Ihrer Wärme für das Glück der Menschen durch Tugend! Wer in unsern Jahren nicht warm ist für diese Gegenstände, was soll der thun, wenn einst so alles kälter in uns wird?

Die Erwähnung Ihrer Freunde, und zwar derer, die mit Ihnen Tugend und Sittlichkeit für das höchste Gut, für das einzige, wahrhaften Werth gebende Besitzthum des Menschen halten, war mir höchst willkommen. Ich nenne Ihnen dafür einige derer, die ich so erfunden habe. Becker, mit dem ich seit 6 Jahren in der genauesten Verbindung lebe; und über den ich Ihnen nichts zu sagen brauche. Lenz in Celle, mit dem ich in Jena und Göttingen auf einer Stube gewohnt habe, und seit der Zeit unsrer Trennung (87) regelmäßig wöchentlich Briefe mit ihm wechsle, eine edle reine Seele, den seine gründliche Gelehrsamkeit in Philologie und Philosophie nicht gleichgültig gemacht, hat gegen das, was manche dieser gelehrten Herrn so verächtlich mit dem Nahmen populär bezeichnen, dem ein braver Landprediger und dessen Verfahrungsart, nützlich zu seyn, ein eben so wichtiger Gegenstand der Aufmerksamkeit und Freude ist, als eine neue Bearbeitung des Homers oder Horaz, so sehr er diese letzte schätzt, der alles sein Wissen auf das Moralische hinrichtet, und dessen Freundschaft mit mir am meisten darauf gegründet ist, daß wir in dieser Ansicht der Dinge so übereinstimmen, und uns seit 10 J. immer diesem Gesichtspunkt treu erfunden haben. Eine kleine — Figur, aber in ihr die Seele eines Sokrates! Immer heiter, gleich gestimmt, mäßig, fleißig, beißend über Thorheiten, entschieden streng gegen Laster und Unrecht, sanft und duldend gegen Schwäche. — Mit ihm wieder zusammen leben zu können, ist einer meiner angelegentlichsten Wünsche. Ich habe Versuche gemacht, ihn hieher zu bringen, ich würde mit Freuden mein Einkommen mit ihm theilt und den Gedanken an Verheirathung noch aufgeschoben haben, aber er ist zu gebunden durch Freundschaft an das Wichmannsche Haus, in welchem er jezt lebt. Böttiger, Ober Conh. R. in Weimar, ein Polyhistor im ehrenvollen Sinn des Wortes, und dabey ein reiner Freund alles Guten und der Tugend. Henrike, Collab. an unserm Gymnas., Prof. Schmidt in Jena, der Kant. Philosoph.

Mir ist eingefallen, daß wir durch solche Mittheilung derj. Menschen, denen Tugend und Sittlichkeit das Oberste Ziel des Bestrebens ist, das realisiren, was Herder in s. Br. über Humanität, den Bund der Humanen nennt! — Sie erwähnen die

FMrey, m. Lieber! Seit Anfang dieses Jahres sind unsre Arbeiten der Zeitumstände wegen auf einige Jahre eingestellt, u. — so viel Hofnung ich mir auch zu Zeiten machte — ich traure nicht darüber. Es ist ein Koloß von ungleichartigen Theilen zusammengesetzt. Auch stimme ich dem bey, was Herder loc. cit. über geheime Gesellschaften als dem Geist der Zeit nicht mehr angemessen sagt. Ein solcher Zirkel, wie er durch unsere gegenseitigen Mittheilung entsteht, eine solche unsichtbare Kirche, ist etwas vollkommeneres und gesäuberteres. Hier schleicht sich sogleich kein schlechter ein, oder er ist von selbst wieder excludirt, wenn er so handelt, daß mehrere von uns nicht mehr so von ihm denken, wie wir von Menschen mit edlem, rein — gutem Willen denken und urtheilen! Kenne und spreche ich auch gleich die Leute nicht, die Sie mir nennen, Sie die nicht, die ich Ihnen nenne, so wissen wir doch, einander aufs Wort glaubend, daß da und dort ein solcher für Tugend lebender und zu sterben bereiter Mensch ist, und das ist schon sehr viel. In vorkommenden Fällen wenden wir uns mit Zuversicht an einander; jeder liebt das, was der eine oder der andere drucken läßt, mit anderm Auge, und versteht, daß das nicht moralischer Jargon, sondern höchster, herrschender Gedanke des Menschen ist. Fülleborn und Abicht und Amalie sind meinem Herzen nun so verwandt, daß wir, sähen wir uns, in den ersten Stunden vertrauter seyn wollten, als zwey FreyMrer es in Tagen werden, vertrauter, über das höchste Interesse des Menschen, über die Gegenstände, gegen die alles andere gering ist! —

Ich freue mich mit Theilnahme, daß der Brand für Sie bloß Schrecken geblieben ist; für Leute unserer Art, die so manches Unersetzbare in ihren Papierschranken verwahren, Collectanéen, Briefe von Freunden f. f. ist es ein unbeschreibliches Unglück, seine Wohnung und was darin ist, durch Brand zu verlieren, ein Unglück, das mit dem gänzlichen Verluste des Vermögens, wo doch am Ende blos Bequemlichkeiten verloren gehen oder eine Zeitlang eingestellt werden müssen, nicht zu vergleichen ist.

Leben Sie wohl, und wenn Sie an Ihre Freunde denken, so denken Sie auch an mich.

Ihr
festverbundener,
Fr. Schlichtegroll.

Oben war von Gräter als wissenschaftlichem Pionier die Rede; auch Ludwig Theobul Kosegarten (65) beklagt den Mangel an nordisch-germanistischen Hilfsmitteln, und sowohl Weiße als auch Rüdiger bedauern, daß auf Herders Anraten der wissenschaftliche Apparat zu den „Nordischen Blumen“ unterschlagen wurde. Das Bewußtsein, am Anfang zu stehen, drückt sich auch plastisch in der Schlußbemerkung der Vorrede zu „Ungedruckte und zerstreute Briefe an Christian Fürchtegott Gellert“ aus, „zum ersten Male gesammelt, kritisch verglichen, und mit einer Vorrede begleitet. Von dem Herausgeber“ (Cod. misc. 30^d Nr. VII). Es handelt sich darum, ob die Briefe von Rabener zu den Schriften Rabeners oder Gellerts gehören, und Gräter entscheidet:

„Allein hier kommt es freylich wieder auf die Natur solcher Briefe an, und mich dünkt, der Briefwechsel zwischen den Schöpfern und ersten Bildnern unsers Geschmacks gehöre eigentlich weder zu den Werken des einen noch des andern, sondern sollte, als ein Archiv für die Geschichte des goldenen Zeitalters unserer Literatur betrachtet, sorgfältig gesammelt und kritisch geordnet, in einem ganz eigenen Werke aufgestellt werden.“

Gleichwohl ist es gerade diese Vorrede, die an der wissenschaftlichen Treue, an dem wissenschaftlich kritischen Bewußtsein zweifeln läßt.

Hier soll nicht auf den Inhalt dieser Sammlung eingegangen werden. Es handelt sich, wie Gräter dokumentiert, außer dem Brief an Archivdiakonus Mack in Creilsheim um schon gedruckte Briefe. Doch kritisiert Gräter die mangelhafte Edition und gibt, sich auf die Gellertbriefe an Mack beziehend, zu bedenken, daß auch weniger bekannte Leute dann von Interesse sind, wenn sie einen entsprechenden Briefpartner haben und der Inhalt „wegen der freymüthigen Urtheile über Cronegk, Nicolai, Mendelsohn und Cramer“ oder „der vergleichenden Cha-

rakterisierung Cramers, Schlegels und Giseke's Predigertalenten“ von Bedeutung für die Zeitgeschichte ist. Dann kommt er auf die Veränderungen, die er vorgenommen hat, zu sprechen. Der Aufklärer Gräter obsiegt über den Wissenschaftler:

„Um den Kunstrichtern die Beurtheilung meiner Wahl zu erleichtern will ich hier von jeder Art einige Beyspiele anführen. In dem Briefe an Ferber sagt Rabener:

„Kurz, lieber Ferber, ich bin so bettelarm wie ein Poete.“ Dafür setzt Herr Weiße:

„Kurz, lieber Ferber, ich bin so nackigt wie ein Gratulant.“ Daß es Dichter gibt, die nicht bettelarm sind, ist wohl begreiflich, und daß eine solche Stelle zu Neckereyen Anlaß geben kann, auch; aber das Bild, welches Rabener von Gelegenheitspoeten hernahm, scheint mir gleichwohl bey weitem treffender und schicklicher als die doch nur symbolische Nacktheit der Gratulanten zu seyn, die überdieß eine noch größere Ausnahme, als die Armuth der Poeten, leiden dürfte. Indessen erhellt aus dem Beyworte ‚bettelarm‘, was man für einen Schlag Gratulanten darunter versteht, und ich habe also, um von den Musen söhnen diesen Schimpf abzuwenden, und die Gratulanten wenigstens nicht bis auf die Haut auszuziehen, von beyden das Bessere aufgenommen, und gesetzt:

Kurz, lieber Ferber, ich bin so bettelarm wie ein Gratulant.“

Mag dieses Beispiel noch zur Belustigung beitragen, so hat der Umschlag vom Wissenschaftlichen zum Politischen, wenn das hier so unproblematisch gegeneinander abgesetzt werden darf, zwar auch genug der belustigend skurrilen Züge, doch ist es einem bei der naiven Deuschtümelei gleichermaßen unbehaglich. Freilich müssen diese Daten als etwas hilflose Reflexe auf die machtpolitische Depression in Deutschland betrachtet werden, und es wäre unsinnig, sie einfach nur in bezug zu einem deutschen Provinzdenken zu sehen.

Wenn Fr. Haug¹¹ sich darüber ausläßt, „daß er schlechterdings nichts zu [Gräters] Absichten taugte“ — nämlich nordische Gottheiten bildlich darzustellen, und das mit einem kleinen reizenden Bildchen zu demonstrieren versucht, so darf man zweifellos mit dem humorigen Haug schmunzeln. Wenn es aber gefeiert wird, daß Klopstock in einer Ode¹² die griechische Mythologie mit der nordischen vertauscht, wundert man sich. Hebt man schließlich einen Zipfel vom „Nordischen Kostüm“, so wird klar, daß sich darunter ein freilich unreflektiertes politisches Programm verbirgt.

In diesem Zusammenhang soll noch eines Mitarbeiters Gräters gedacht werden: des außer Zweifel arglosen Karl Christian Traugott (auch Teuthold) Heinze (1765—1813). Ihm, dem eifrigen Redakteur von Idunna und Hermode, setzt Gräter eben dort¹³ ein freilich bescheidenes Denkmal:

„Am 29sten Julius vorigen Jahres vollendete mein liebenswürdiger, langjähriger Freund Karl Teuthold Heinze, der bis an seinen Tod sich der Redaktion der vorstehenden, zu Breslau von mir herausgegebenen Alterthumszeitung mit großem Eifer unterzogen hatte, zu Reinerz in Schlesien, sein Leben ... Hermode verdankt ihm seine erste sinnbildliche Darstellung, und Idunna wird seiner feurigen Liebe für sie und alles Teutsche und Vaterländische vielleicht dereinst den Apfel der Verjüngung und eines unvergänglichen Andenkens reichen. Gr.“

(„Gräter“ — warum nicht „Godwin“, wie er sein Gedicht „Der blinde Barde Teutobert bey der Schlacht auf dem Lxxthale“ im „Bardenalmanach für die Teutschen“ unterzeichnet?)¹⁴

¹¹ Nr. 31 a, VII Hjalmar's Todesgesang nach dem Dänischen von Lappe, inliegend Brief von Haug.

¹² Braga und Hermode III, 2, Abt. S. 231 in Brief Leo von Sekendorffs (98 a).

¹³ Idunna und Hermode, 1814, Nr. 1, S. 4.

¹⁴ Vgl. unsignierter Kasten II, XXIX 4 a und Bardenalmanach ... für die Teutschen 1802, S. 181—185.

Von Heinze sind im Nachlaß die umfangreichsten Manuskripte vorhanden, und es darf wohl angenommen werden, daß sie ungedruckt blieben: Untersuchungen etwa mit der Überschrift „Versuch eines Beweises, daß Teutschland wirklich Barden hatte“ oder die „Bardenkunst“¹⁵ gehören zu dem quasi-politischen Programm, die Wurzeln des Nationalgeistes wieder in den uralt-echten Boden der nordischen Mythologie zu versenken, um die natürlichen Lebenssäfte einzusaugen. Dazu bedarf es der dichterischen und bildhaften Darstellung; man vergleiche hiezu nur die theoretischen Schriften Gräters oder seine Bemerkung, „ein Nationalmuseum der nordischen Denkmäler des Alterthums“¹⁶ sei dazu angetan, „daran den teutschen Vaterland- und Gemeinsinn mehr [zu] üben . . .“ Heinze bietet noch weitere Übungsobjekte an:

„Auch können wir den Liebhabern dieser [der Nordischen] Mythologie die Hoffnung machen, daß vielleicht in kurzem die Hauptgottheiten derselben, in dem berühmten Eisengußwerke zu Gleiwitz in Schlesien in Eisenmedaillons abgegossen sein werden.“

Im oben schon erwähnten Manuskript „Bardenkunst“ schließlich gibt Heinze eine, wie es scheint, aufschlußreiche Vorrede. Er will erstens mit seinem epischen Gedicht die deutsche Bardenkunst besingen und sie damit bekannt machen. Zum anderen aber hofft er, durch die Mangelhaftigkeit seines Produktes die großen „Barden“ „Klopstock, Kretschmann, Kosegarten, Denis, Gerstenberg u. andere, die teutsche Götterlehre liebenden Dichter — zu ärgern und damit zu reizen — diesen meinen, u. jedes patriotischen Teutschen Wunsch zu erfüllen“. Das heißt: bessere Gedichte mit diesem Thema zu liefern. Zum dritten aber schwingt schon eine kleine Resignation mit. So hat Kretschmann zwei vaterländische Gedichte angekündigt, doch

„von den Proben in den Erhohlungen, herausgegeben von Becker . . ., fand ich mich getäuscht. Überhaupt erkennt man darinne den Barden Ringulf kaum wieder. Warum mag dieser edle Barde, mit der weitem Herausgabe Friedrich des Einzigem, wohl so zögern? — Von dem andern versprochenen Gedicht, ist noch gar nichts bekannt, u. wissen also nicht, in welcher Mythologie es gedichtet sein wird. Nun zu meinem Versuch! —“

einem Versuch, den dann Gräter unterschlagen hat. Hat Gräter doch eingesehen, daß sein Freund übers „schickliche“ Ziel hinauschoß? Seltsam bleibt auf alle Fälle, warum er das zweifellos interessante epische Gedicht, das ihm Heinze schon 1793 geliefert hat: „Libussa oder der Ursprung des Körbchengebens“ allem Anschein nach nicht zum Druck gegeben hat. Denn der Libussastoff war doch auch vor Grillparzer schon von Bedeutung.

In einer Vorbemerkung zu einer „Blumenlese aus dem Adriatischen Rosemund“ schreibt Heinze, offenbar sei man schon im 17. Jahrhundert „um die Reinigung unserer Sprache vom Ausländischen besorgt“ gewesen, er habe nun „das Merkwürdigste in dieser Rücksicht daraus zusammengelesen, und es nebst anderen wohlriechenden Blümlein für B r a g a und H e r m o d e zu einem vielleicht nicht ganz unwillkommenen Sträuschen gebunden“. Gräter notiert hier am Rande und bestätigt damit die oben geäußerte Vermutung:

„Da diese Blumenlese in jenem Magazin keinen Platz fand, so erscheint sie nun hier in der Alterthumszeitschrift, denn sie kann zu einem augenscheinlichen Beweise dienen, daß nicht in den Mächten einzelner Schriftsteller steht, der Sprache und Rechtschreibung gegen den Willen der Nation Zaum und Zügel anzulegen. Alle dergleichen Versuche bleiben fruchtlos und dienen nur dazu, um nach einiger Zeit das Fach der Curiositäten mit einem neuen Beytrag zu bereichern. Gr.“

¹⁵ Hier Verweis auf eine Gedichtsammlung Heinzes.

¹⁶ Idunna und Hermode, 1812, S. 116.

Es ist wohl notwendigerweise etwas dilettantisch, wenn der Registrator eines Nachlasses seine Beobachtungen, die er ohne Intention gemacht hat, nun als Hinweise gibt für weitere Forschungen. Da mögen die Zuweisungen zu einzelnen Wissenschaftszweigen falsch sein, da werden Nebensächlichkeiten hervorgehoben und Wesentliches vernachlässigt; längst Bekanntes wird neu aufgetischt und fündiges Terrain unberührt gelassen. Dennoch mag der Fachmann durch den Fingerzeig auf dieses oder jenes Dokument aufmerksam werden und es aus dem archaischen Dornröschenschlaf wecken.